



Rainer Göllich

Flaschenpost

Das Ende einer Sucht

Roman

AVA

Ich wankte die Treppe hoch und stützte mich an der Wand ab. Vor der Wohnungstür fummelte ich unter viel Mühe meinen Schlüssel aus der Hosentasche. Bevor ich ihn jedoch ins Schlüsselloch stecken konnte, öffnete sich die Tür, und Mutter stand vor mir. Sie zog mich in den Flur hinein.

„Wie wir uns gedacht haben. Besoffen. Wieder mal. Was tust du nur? Was sollen wir denn nur mit dir machen?“ Hilflos hob sie die Hände. „Dein Chef hat heute Morgen angerufen und gefragt, wo du bleiben würdest. Da war mir alles klar. Was denkst du denn, wie das weitergehen soll?“

„Kleinen Moment.“ Mein Mageninhalt wollte raus. Ich musste würgen. Ich stürzte ins Bad und übergab mich ins Klo. Mehrmals. Dann war mir besser. Ich ging ins Wohnzimmer, in dem mein Vater saß, mich ansah und nur mit dem Kopf schüttelte. Mutter kam hinterher.

„Ich muss mit euch reden. Und zwar ernsthaft. Und was ich euch zu sagen habe, müsst ihr mir glauben. Auch wenn ich euch schon

oft mit meinen Versprechungen enttäuscht habe.“

Mein Vater verschränkte die Arme vor der Brust. „Willst du uns wieder erzählen, dass du mit dem Trinken aufhören willst?“

Ich schaute ihm gerade in die Augen. „Ja, will ich. Diesmal klappt es. Ich habe heute kapiert, was mit mir los ist. Dass ich Alkoholiker bin. Und das nicht nur vom Kopf her, sondern auch hier drinnen.“ Ich klopfte mir mit der rechten Faust auf die Brust. „Glaubt mir bitte.“ Ich schwieg.

Mutter nahm mich an beiden Schultern und sah mir ins Gesicht. „Ich will dir gern glauben, wenn du nur wüsstest, wie sehr.“ Sie fing an zu weinen.

Was hatte ich hier nur wieder angerichtet? „Bitte wein doch nicht. Ich höre wirklich auf. Ich habe heute das letzte Mal getrunken. Ich brauche aber euer Vertrauen und eure Hilfe. Ich will morgen zur Suchtberatung gehen und eine Therapie beantragen. Und da brauche ich deine Hilfe, Mama.“

Sie wischte sich die Tränen aus den Augen.
„Meine Hilfe? Wie denn?“

„Du musst mich begleiten. Ich brauche Unterstützung. Wenn ich morgen nüchtern allein dahin gehen soll, mache ich das nicht. Dann habe ich viel zu viel Angst, um überhaupt auf die Straße zu gehen, geschweige denn zur Suchtberatung.“

Sie nahm meine Hände in die ihren. „Gut mein Junge, ich werde mit dir gehen. Ich lasse dich nicht im Stich.“

Ich war erleichtert.

Meine Eltern schienen mir zu glauben, obwohl ich sie mit dem Versprechen, nichts mehr zu trinken, oft enttäuscht hatte. Ich muss aber auch sagen, dass ich mir selbst glaubte ... und das war verdammt noch mal das Allerwichtigste!

Frau Saalfeld, die Chefin der Suchtberatungsstelle, machte große Augen, als sie mich sah. Sie bot mir und meiner Mutter einen Platz vor ihrem Schreibtisch an. Wir setzten

uns. Mir war schon den ganzen Tag schwummrig vor Augen. Ich zitterte. Ich war froh, dass meine Mutter dabei war. Ich wusste, wenn bei mir nichts mehr ging, konnte sie was tun. Irgendwas eben.

„Also, Herr Schlosser, ich hätte nicht gedacht, dass ich Sie jemals wiedersehe. Seit Sie nicht mehr in der Gesprächsgruppe aufgetaucht sind, hatte ich Sie abgeschrieben. Der kommt nicht mehr, dachte ich. Aber Sie hier zu sehen, freut mich. Obwohl es Ihnen wohl ziemlich dreckig geht, wie es aussieht.“

Ja, die Gesprächsgruppe. Hatte ich ganz vergessen. Die hatte ich lange besucht. Schön und gut. Erstens hatte ich in der Gruppe nicht einmal den Mund aufgemacht, weil ich dachte, es würde nur Mist rauskommen, und zweitens war ich nach jeder Gesprächsrunde in meine Stammkneipe gegangen. Das hält auch ein echter Alkoholiker nicht lange aus! Deswegen war ich nicht mehr zur Gruppe gegangen. War eine Dauerbelastung für die Leber.

„Ja, mir geht es nicht gut. Ich habe die letzten beiden Tage nur gesoffen. Ich will nicht mehr. Es geht wirklich nicht mehr. Ich will eine Therapie machen. Unbedingt.“

Die Saalfeld schaute meine Mutter an. Die nickte.

„Ich glaube meinem Sohn. Er hat mich und meinen Mann schon oft enttäuscht. Doch als er gestern Abend nach Hause kam und uns sagte, dass er jetzt überzeugt sei, Alkoholiker zu sein und eine Therapie machen wolle, habe ich ihm sofort geglaubt. Es ist einfach so.“

Sie schwieg, nahm ihre Handtasche und zog sie an die Brust.

Frau Saalfeld winkte ab.

„Keine Angst, Frau Schlosser. Wir werden Ihrem Sohn einen Therapieplatz vermitteln. Er hat ja bei uns schon Hilfe gesucht. Ich habe ihn in der Gesprächsgruppe und in den Einzelgesprächen kennengelernt. Dass er hierherkommt und Sie mitgebracht hat, ist für mich ein deutliches Zeichen, dass er wirklich